

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 187 (1908)

Artikel: Des Kalendermanns Weltumschau
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374384>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

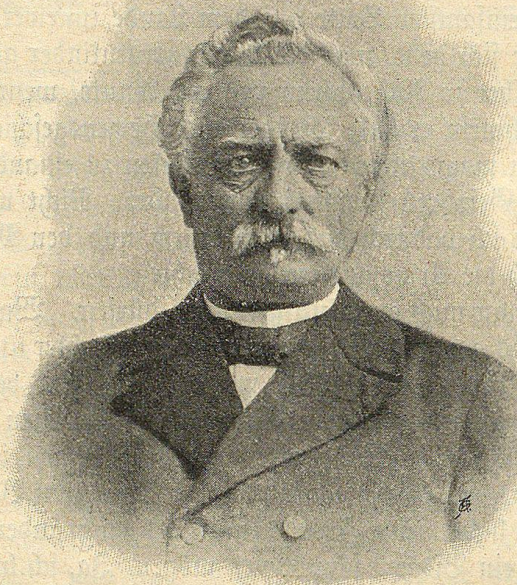
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Des Kalendermanns Weltumschau.

Wieder ist ein Jahr dahingerollt seit der letzten Weltumschau und seither hat sich neuerdings gar vielerlei ereignet auf unserer großen und doch nur kleinen Erdenkugel. Was war wohl das Bemerkenswerteste? Da würden die Meinungen freilich sehr auseinandergehen. Die Bauersleute würden vielleicht sagen: „Der ungewöhnlich strenge Winter 1906/07“, die Finanzleute: „Die Börsenkrache im Mai und Juni 1907“, die Militärs: „Das lenkbare Luftschiff“, die Weltpolitiker: „Die sogenannte Einkreisung Deutschlands“ u. s. w., fast jeder Stand hätte etwas anderes. Müßte der Weltumschauer seine Meinung sagen, er würde als Bemerkenswertestes, als das, was die tiefsten Spuren in die Zukunft graben wird, das lenkbare Luftschiff nennen. Jahrzehnte und Jahrzehnte hat man an ihm herumgeprübelt, manche sind über dem Prüßeln zu Narren und manche zu Bettlern geworden, Jahrzehnte lang hat man es auch eine Verrücktheit genannt, zu glauben, es sei überhaupt möglich, ein solches Luftschiff herzustellen. Jetzt aber ist es da, leibhaftig vor uns. Die Leser des Appenzeller Kalenders sehen ein solches Ungetüm auch bereits im Bilde vor sich. Es ist der lenkbare Luftballon, den herzustellen nach verschiedenen mißglückten Versuchen dem Grafen Zeppelin endlich gelungen ist, der als junger Reiteroffizier im Kriege von 1870/71 als erster Deutscher seinen Säbel auf französischer Erde schwang. Aber während Zeppelins Segler der Lüfte den ersten Flug von Manzell bei Friedrichshafen aus unternahm, waren in den Militärwerkstätten von Paris und Deutschland bereits andere lenkbare Luftschiffe in Vollendung, die das Problem in viel vollkommenerer Weise gelöst hatten, als Zeppelin. Im Frühsommer wurde bei Paris der erste Versuch mit einem lenkbaren Luftschiffe der französischen Armee unternommen. Der Versuch glückte dermaßen, daß den Franzosen der Ramm auf einmal gewaltig wuchs. Ihre Zeitungen gaben sofort zu verstehen, nun sollten die Deutschen nur mit einem Kriege kommen, ihr lenkbares Luftschiff sichere ihnen, den Franzosen, das Uebergewicht zum Voraus. Aber ein paar Wochen darauf wurde der lenkbare Ballon der deutschen Armee in Berlin probiert. Der machte seine Sache noch besser als der französische, freiste hoch in der Luft rund ob der Stadt herum wie ein Riesenvogel, fuhr gegen den Wind, stand still in der Luft, kurz er ließ sich fast lenken wie eine Gondel im Wasser und ein Wagen auf dem Lande. Jetzt wurden die Franzosen auf einmal kleinlaut und die deutschen Blätter deuteten an: „kommt nur.“



Nationalrat Sonderegger †, Appenzell.

In der Geschichte der Technik und in der Geschichte der Kriegskunst wird es vom Jahre 1907 heißen, es war das Jahr der Einführung des lenkbaren Luftschiffes. Während jedoch sonst gewaltige Erfindungen mit allgemeinem Jubel begrüßt werden, sind über diese Militärs und Staatsmänner in ernster Sorge. Sie sagen sich: „Man wird in Zukunft den Grenzschutz in seiner bisherigen Gestalt nicht mehr aufrecht halten können, die Geheimnisse unserer Festungen u. s. w. sind dem Auge preisgegeben; in Kriegzeiten sodann gestattet das lenkbare Luftschiff, alle Bewegungen und Aufstellungen einer Armee auszuspionieren,

ja noch mehr, von ihm aus können gegnerische Truppenkörper mit furchtbaren Explosivstoffen überschüttet werden, deren verheerendere ja ebenfalls von Jahr zu Jahr erfunden werden.“ Wer so etwas noch vor zehn Jahren behauptet hätte, den würde man für einen gewöhnlichen Aufschneider gehalten haben, der sich gerne über seine Mitmenschen lustig macht. Jetzt ist die Sache Ernst und zwar bitterer Ernst geworden. Und ehe zwei Jahre um sind, werden alle Großstaaten ihre Armeen mit diesen fliegenden Ungeheuern ausgestattet haben. Im Hinblick darauf hat denn auch ein belgischer Abgeordneter an der sogenannten Friedenskonferenz aller Staaten im Haag bereits den Antrag eingebracht, es solle für die nächsten fünf Jahre wenigstens verboten sein, die lenkbaren Luftschiffe im Kriegsfalle zum Auswerfen von Explosivkörpern auf den Gegner zu benutzen. Ob der Antrag angenommen wird, bleibt ab-

zuwarten. Die Staatsrechtler wiederum studieren an gesetzgeberischen Vorschriften herum, unter welchen Bedingungen lenkbare Luftschiffe aus anderen Ländern in das eigene kommen dürften. Sie erklären, es seien nunmehr ganz neue Vorschriften für den Grenzschutz notwendig.

Die Kriegsrechts-Gelehrten ihrerseits zerbrechen sich die Köpfe über ein Uebereinkommen betreffend die Verwendung des Ungeheuers im Kriege und die Kriegstechniker über eine neue Schußwaffe, um ihm sicher beizukommen und es herabschießen zu können, wie den Vogel in der Luft, fliege es auch 4000—5000 Meter hoch. Das Bild wäre zum Lachen, wäre es nur nicht der ernstesten Wirklichkeit nahe, daß die Menschen inskünftig auch noch in der Luft mit einander Krieg führen und zum Wachthauslein an den Landesgrenzen noch der Grenzwachtballon kommt. Es nimmt mich nur Wunder, wie die Welt in 50 Jahren aussehen wird.

Hat hier die Technik einen Triumph gefeiert, so die chemische Wissenschaft einen zweiten. Dem englischen Che-

miser Ramsay ist es gelungen, den zwingenden Nachweis zu leisten, daß wir bisher auf dem Holzweg waren, da wir wähten, daß alles, was wir als sogenannte Elemente betrachten, das heißt als Stoffe, die nicht in andere Elemente zu zerlegen sind, auch wirklich Elemente seien. Eine längere Erklärung darüber würde aber die Leser des lieben „Appenzeller Kalender“ nur langweilen, deshalb genüge es zu sagen, daß auch diese Entdeckung Umwälzungen von nie geahnter Tragweite im Gefolge haben kann. So dringt die Wissenschaft immer tiefer und lüftet den Schleier von dem, was bisher für die Menschen unverstandenes Geheimnis war. Das hat gewiß seine guten und herrlichen Seiten, aber für das Erste hat es doch auch wieder seine Schatten. Es gibt bald keine Ruhe mehr und kein Rasten für viele Menschen, keine Zuversicht auf den Bestand der Dinge, ein Neues stößt fortwährend das Andere und man kommt nicht mehr zum Aus-schnaufen. Da ist jeder Galdenbauer zu beneiden, der mit seiner Frau und seinen Kindern sein Gütlein und Viehli pflegt und denken kann: Für mich tut's es vorderhand noch so, wie es zu Vaters Zeiten Brauch war.

Schön wäre es zwar auch für ihn, wenn die Wissenschaft erst so weit wäre, daß sie das Wetter korrigieren könnte. Mancher Bergbauer hätte dann dem Schneien im letzten Winter etwas Einhalt getan. Leider sind wir aber so weit nicht und werden es nie sein. Einen Versuch hat man ja betreffend den Hagel mit der Hagelkanone gemacht. Er ist aber elend verunglückt, und die vielen Hagelkanonen in manchen Rebgebieten dienen nur noch als Vogelscheuchen. War das ein Winter! In manchen Gegenden gab es ganze Berge von Schnee. In vielen Städten stockte der Verkehr tagelang, und manche Bergdörfer waren im Schnee eigentlich vergraben. Lang hat's auch gedauert, bis weit in den April hinein, so daß von einem Frühling wie andere Jahre nicht die Rede war. Der gestrenge König Winter hat diesmal seine Geißel auch bis in den tiefsten Süden geschwungen, wo Frau Sonne ihn sonst gar nicht hinkommen läßt. In Südspeanien und Süditalien haben die Bauersleute über den langen und harten Winter gekammert und selbst im innersten Afrika hat man Kälte gespürt. So mußten die Europäer in Chartum, das im eigentlichen Mohrenlande, südlich des südlichen Egyptens liegt, Ueberzieher tragen, ein Kleidungsstück, das man bisher dort gar nicht kannte, wo einem sonst der leichteste Sommeranzug viel zu heiß macht. Aus Amerika kamen ähnliche Berichte; kurz es ist gewesen, als ob die ganze Erdkugel verschoben worden sei. Jetzt prophezeien die ersten Wettergelehrten auch noch, wir seien wieder in eine jener Perioden getreten, in denen die Gletscher wachsen,

während sie seit Langem zurückgegangen waren. Es kann sein. Auf jeden Fall zeigen solche Erscheinungen, daß so viel auch menschliche Wissenschaft und Technik erobern mag, doch immer noch eine unerreichbare Macht ob uns ist, zu der wir Menschen bittend aufzublicken haben, seien wir reich oder arm, vornehm oder gering, studiert oder nicht studiert, protestantisch oder katholisch. Die „feste Burg“ liegt nach wie vor nicht bei uns, sondern bei Gott.

Es ist vorhin von Hagel die Rede gewesen. Ein gehöriges Hagelwetter, gegen welches man ebenfalls umsonst mit Hagelkanonen schoß, ist diesen Frühsommer in die Börsen der ganzen Welt gefahren, und hat Reichtümer zusammengemäht, wie eine neuzeitliche blutige Riesen-schlacht die Soldaten. Und unbvorhergesehen und ungeahnt ist das Unwetter auch hereingebrochen. Alles erwartete ja nur das

Beste, erwartete nur Gewinn und wieder Gewinn. Stand man doch mehr denn je im Zeichen der sogenannten wirtschaftlichen Hochkonjunktur. Eine wirtschaftliche Hochkonjunktur heißt, wenn alle Industrien flott laufen, wenn die Aufträge fast haufenweise eingeht, es Beschäftigung in Hülle und Fülle hat und alles seine guten Preise gilt. In solchen Zeiten gingen die Werte an den Börsen, die Aktien, Staatspapiere u. s. w. immer auch aufwärts. So war es diesmal ebenfalls bis gegen Mitte Mai. Dann fieng es aber zu krachen an in New-York, London und Paris, in Berlin, Frankfurt und Wien, in Basel, Zürich und in Genf. Die besten Industripapiere fielen um 20, 30 und mehr Prozent, die beliebtesten Staatspapiere, sogar die englischen, sanken auf Kurse herab, die man bisher für un-

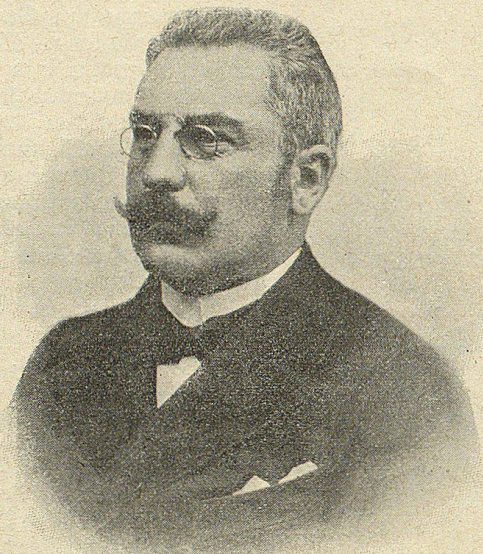
möglich hielt, und was zweifelhaftere Papiere waren, purzelten erst recht. Ein erstes englisches Finanzblatt hatte ausgerechnet, daß binnen wenigen Tagen an der Londoner Börse allein über 500 Millionen Franken verloren giengen, so auch an den andern Plätzen; die Verluste an den Schweizerbörsen giengen ebenfalls in die hundert Millionen. Mancher der am Morgen noch als reicher Mann aufstand, ist am Abend kummerbleich als kaum noch hablich zu Bett gegangen. In einem vornehmen Zürcher Hotel waren damals zwei millionenreiche Amerikaner abgestiegen und hatten sich die feinsten Zimmer für längere Zeit gemietet. Da kommt ein Telegramm ihres Bankiers aus New-York. Ein paar Minuten später sind sie beim Hotelier und sagen: „Es tut uns leid, wir müssen sofort zurück, unser Vermögen ist so gut wie hin.“ Mancher Leser wird sagen: Geschieht ihnen recht, warum handeln und spekulieren sie immer an der Börse und haben nie genug, wenn sie auch noch so reich sind. Es ist etwas daran. Die Gewinn-sucht besonders an der Börse ist ein Teufel, der lockt und seine Opfer dann ge-



Bundesrichter Gottofrey von Freiburg.

legendlich erbarmungslos in's Verderben stürzt. Leider bleibt ein solcher Krach aber gewöhnlich nicht bei seinen Opfern allein stehen, sondern er drückt auf das ganze Erwerbsleben. So, um nur eins anzuführen, sind diesen Sommer gar manche Herrschaften, die sonst jedes Jahr in die Schweiz kamen und etliche tausend Franken zurückließen, ausgeblieben. Warum? Fragt ihren Bankier. Uebrigens scheint es nun auch mit der wirtschaftlichen Hochkonjunktur etwas zur Neige zu gehen. In einer großen Anzahl Industrien macht sich schon jetzt einige Abspannung geltend und es hat wenigstens jetzt so den Anschein, daß auf fette Jahre wieder magere kommen sollten.

Fette Jahre? Sie waren leider nur für eine kleinere Zahl wirklich fette. Für eine Großzahl waren sie mager



Nationalbankdirektor Rudent, Zürich.

genug, und es ist nicht umsonst an so vielen Orten in der ganzen Welt zu Streiken gekommen und nicht umsonst ist die Unzufriedenheit allerwärts so groß. Der Kalendermann nimmt sicher nicht alle Streike in Schutz. Im Gegenteil, wo Streiks im Uebermut, aus kleiner Rechthaberei oder als Werk bloßer Wühler und Hezer unternommen werden, sogenannte Machtstreiks, verurteilt auch er sie aufs schärfste. Auf der anderen Seite muß man sich aber auch sagen, daß eine größere Zahl Streiks der wirklich gedrückten Lage mancher Arbeiterkreise entsprang, zu welcher Lage die allgemeine Lebensmittelverteuerung, die überall eintrat, stark mitwirkte. Wenn man nun bedenkt, daß diese Lebensmittelverteuerung auch wieder zum guten Teil eine Folge der wirtschaftlichen Hochkonjunktur oder der „guten Zeiten“ ist, muß man schon sagen, für manche armen Leute schlägt alles zum Nachteil aus, gute Zeiten und nicht gute. Im Bewußtsein dessen müssen wir immer mehr und mehr überzeugte Anhänger eines gesunden und soliden sozialen Fortschrittes werden, der das Voos der untern Stände verbessert, eingedenk der Wahrheit, daß der Hergott die Welt

erschuf, damit jeder darauf ein wohnlich Plätzchen finde, der wirklich arbeiten will und arbeitet.

Der Kalendermann muß noch einmal auf den Börsenkrach zurückkommen. Man hat damals gegrübelt und gegrübelt, woher er komme. Die einen sagten, weil die Industrie zu viel Geld gebraucht habe, so daß dieses überall knapp wurde, was dann wieder Auflösbarkeit an den Papieren zeitigte. Andere dagegen gaben der Politik schuld und sagten, die ganz Großen im Reiche des Geldsacks trauten der Lage nicht mehr, sie fürchteten — so hieß es bald — den vollständigen Zusammenbruch Rußlands, dann wieder einen Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten, eine Revolution in Frankreich, und einen Krieg zwischen England und Deutschland infolge der Einkreisung



Nationalbankdirektor v. Haller, Bern.

Deutschlands. Da wären wir nun glücklich miteinander beim politischen Kapitel angelangt.

Es ist wahr, eine Weile schien der politische Horizont voll düsterer Wolken zu hängen und für's Erste war eine gewisse Spannung zwischen Deutschland und England offenkundig. Im Grunde war es Deutschland auch nicht zu verargen, daß es nach und nach voll Mißtrauen gegen die englische Politik wurde und sich von dieser Seite des Schlimmsten versah. Zug um Zug, den die englische Politik in der letzten Zeit tat — und sie tat viele Züge — gestaltete sich zu einem wenigstens scheinbaren Mißerfolge der deutschen Politik. Mißtrauen war zudem auf deutscher Seite ohnehin vorhanden. Die französisch-englische Entente — so nennt man in der Politik ein stilles Bündnis — war in Berlin noch nicht verschmerzt, nicht verschmerzt die Haltung Englands an der Konferenz der Mächte in Algieras wegen Marokko, wo die Engländer den Franzosen durch dick und dünn halfen, wie bereits in der letztjährigen Umschau berichtet wurde, und nun kam immer neues dazu, ganz abgesehen davon, daß ein Großteil der englischen Presse mehr

denn je gegen Deutschland in schroffster Weise hezte und schürte. An einem schönen Morgen wurde man in Berlin von der Kunde überrascht, daß zwischen Japan und Frankreich ein Abkommen zustande kam, wonach die beiden Mächte sich ihren Besitz in Ostasien gegenseitig garantieren, und es war auch bald offenes Geheimnis, daß England dabei mitwirkte, daß diese Verständigung zwischen seinen beiden Freunden perfekt wurde. Gleichzeitig verlautete, daß wieder England auf ein ähnliches Abkommen zwischen Rußland und Japan hinwirke, das im Momente, in dem diese Zeilen geschrieben werden, fertig sein soll. Dazu kamen im Frühling Reisen des König Eduard von England nach Spanien und Italien mit Zusammenkünften mit den dortigen Herrschern, von welchen Zusammenkünften man in Deutschland sofort sagte, man werde sich dabei nicht bloß auf Händedrücke und ein gutes Mittagessen beschränken. Dem war auch so. Denn sehr bald wurde bekannt, daß zwischen den drei Staaten England, Frankreich und Spanien Uebereinkommen getroffen worden, wonach sie sich ihren Besitzstand im und am Mittelmeer und angrenzenden Ozean garantieren. Weiter wurde auch publiziert, daß Spanien aus England Geld bekommen solle, seine im spanisch-amerikanischen Kriege in Stücke gegangene Flotte wieder herzustellen. In Bezug auf das mit Deutschland verbündete Italien verlautete zwar von direkten Abmachungen nichts, immerhin machte man dort gegenüber der französisch-englischen Allianz noch liebenswürdigere Augen als sonst, was in Berlin ungefähr so wirkte, wie beim Sepp, wenn sein Schatz dem Hans,

den er nicht schmecken mag, einen Kuß gibt. Derart sah sich Deutschland überall bei Seite gesetzt, unbeachtet gelassen, die lautere und redseligere Politik des deutschen Kaisers sah sich überall von der stillen seines Onkels Eduard von England übertrumpft, in die Ecke geschoben, und das war es nun eben, was man die Einkreisung Deutschlands nennt. In Deutschland wurde der Unmut darüber immer allgemeiner und auch die regierungsfrommen Politiker fiengen zu räsonnieren an, daß Kaiser und Kanzler das mächtige deutsche Reich in eine so unwürdige Lage, d. h. auf das „Katzenstühle“ in der Weltpolitik setzten. Das alles brachte, wie gesagt, eine immer stärkere Spannung zwischen beiden Staaten zu Stande, und sonst sehr zurückhaltende Leute, zurückhaltend wie ein rechter Appenzeller Ratsherr, rechneten mit einem deutsch-englischen

Kriege, der einen Weltkrieg im Gefolge gehabt hätte, als etwas, dem schon in nächster Zukunft nicht mehr auszuweichen sei. Der Spannung folgte dann aber zum Glück für die Menschheit die Entspannung. Was sie herbeiführte, d. h. was hinter den Kulissen gieng, das entzieht sich zur Stunde noch der Oeffentlichkeit. Genug, daß sie da und zwar bereits wieder so weit gediehen ist, daß der Onkel, König Eduard, seinen kaiserlichen Neffen Wilhelm seit Längem wieder einmal auf deutschem Boden einen Freundschaftsbesuch macht. Möchte er alle Wolken zwischen beiden Völkern zum Schwinden bringen. Denn ein Krieg zwischen

diesen beiden mächtigsten Kulturstaaten des Erdballs würde ein Weltunglück ohne Gleichen sein.

Auch zwischen Japan und den Verein. Staaten hat es zum mindesten gemottet, und dem guten Onkel Sam, wie man die letzteren auch nennt, war mehr als einmal unheimlich zu Mute. Der Span gieng wegen der japanischen Schulfinder in Kalifornien an. Laut Staatsvertrag zwischen der amerikanischen Union und Japan haben die Japaner dort gleiche Rechte wie die Europäer. Die Kalifornier aber, denen die starke japanische Einwanderung schon der Konkurrenz wegen ein Greuel ist, wollten die kleinen Japanerlein nicht in ihre Schulen hineinlassen, sondern verwiesen sie in jene der Fremdrassen, für die Chinesen u. s. w. Dagegen protestierte Japan bei der amerikanischen Regierung als gegen eine Verletzung des Staatsvertrages. Die Regierung in Washington versprach Abhilfe. Aber als sie den Kaliforniern sagte, sie müßten die Japanerfinder zu-

lassen, erklärten jene, sie täten es einfach nicht, der Staatsvertrag der Regierung mit Japan gehe sie nichts an, denn in solchen Dingen sei laut der amerikanischen Bundesverfassung jeder amerikanische Einzelstaat oder Kanton, wie man bei uns sagte, souverän, und mit dem letzteren hatten auch sie wieder Recht. Die Japaner fuhren aber fort, auf ihren Staatsvertrag zu pochen und die Kalifornier desgleichen auf die Unverletzlichkeit der Bundesverfassung, und die Regierung in Washington war in der Patsche, wie man nur in einer solchen sein kann. Inzwischen wurde das Blut hüben und drüben wärmer. Die Kalifornier inszenierten gelegentliche Japanerhezen, die in Japan eine wilde Volkserregung hervorriefen. Das Mißtrauen wurde dort noch gesteigert, da die Verein. Staaten starke Flottenrüstungen in Aussicht nahmen und eine Flotte unter dem



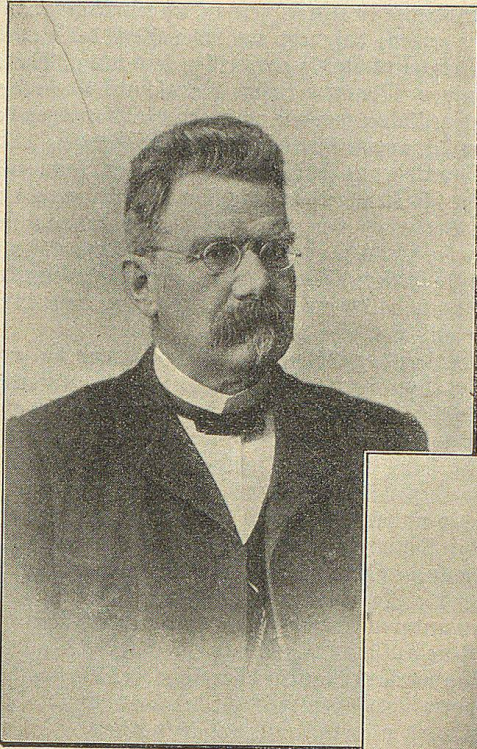
Oberst Müller, Generalinspektor der Marokkan. Polizei.

Titel Uebungsflotte in die japanischen Gewässer entsenden. Umgekehrt beschuldigte man in den Verein. Staaten die Japs, sich in den Besitz der Philippinen-Inseln setzen zu wollen, welche die Union den Spaniern wegkapert hatte, und die Oberherrschaft über den Stillen Ozean anzustreben. Im Ganzen zeigte sich aber doch, daß die Regierung in Washington einen Respekt vor Japan und seiner Flotte besaß, der sie bewog, stets wieder gute Miene zum bösen Spiel zu machen. So ist denn auch da wieder Beruhigung eingetreten. Eine wirkliche Kriegsgefahr hat wohl nie bestanden. Japan will vorläufig den großen Brocken verdauen, den es mit Korea als Beute im russisch-japanischen Kriege einheimste. Unter einem nichtigen Vorwande hat es den bisherigen Kaiser von Korea abgesetzt und an seine Stelle einen Schattenkaiser gestellt, der bis ins Kleinste tun muß, was Japan will, so daß Korea in Wirklichkeit nun eine japanische Provinz geworden ist. Das ist zwar gegen den russisch-japanischen Friedensvertrag von Portsmouth und gegen die Zusicherungen, die England und die Verein. Staaten Korea einst gaben. Aber seit Fukushima und Mukden sind die Japaner so gefürchtete Beute geworden, daß keine Macht sich mehr getraut, ihnen in Korea irgendwie dreinzureden. Nicht unwahrscheinlich ist, daß es früher oder später doch einmal zum ernststen Konflikte zwischen Japan und den Verein. Staaten kommen wird, denn es liegen untrüglich Anzeichen vor, wonach es die Japaner gelüftet, Herren des Stillen Ozeans zu werden, was die Union niemals zulassen könnte. Vorläufig, d. h. für die nächsten paar Jahre, ist die Gefahr aber noch nicht groß, schon weil Onkel Sam fortfahren wird, vor Japan stets mutig zurückzufressen, was jeden Krieg viel sicherer verhütet, als die schon angetönte Friedenskonferenz aller Staaten.

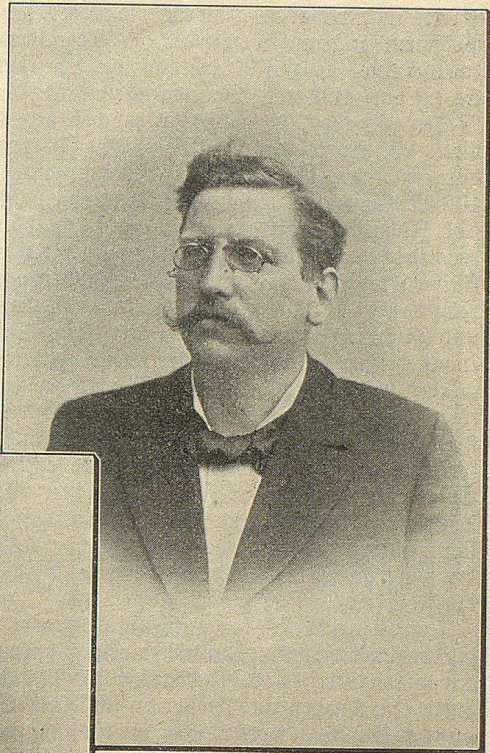
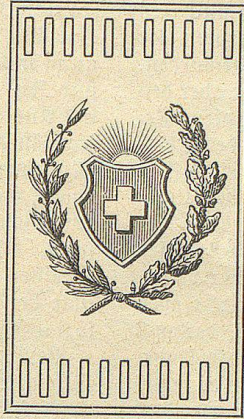
Die Konferenz tagt, wie bemerkt, im Haag, wie die holländische Stadt heißt, steht aber selber — am Hag. Sie soll Mittel suchen, die Kriege möglichst zu verhüten und findet keine, auch gar keine. England wollte zuerst mit einem Vorschlage auftreten, die Staaten sollten zu Wasser und zu Land abrüsten, verzichtete aber darauf, weil es sah, daß alle anderen Großmächte ihn doch ablehnten. So beschränkt die Konferenz sich darauf, Vorsorge zu treffen, daß wenigstens kleinere Anstände schiedsgerichtlich ausgetragen werden, und Fragen zu ordnen wie die Rechte der kleinen neutralen Staaten in einem Kriege zwischen zwei oder mehreren Nachbarn. Das ist nun der Punkt, wo auch die Schweiz sehr interessiert war und deswegen auch sie die Konferenz besichtigt hat, aber leider scheint nicht sehr viel für die neutralen Kleinstaaten dabei herauszuschauen. In einem für uns wichtigen Punkte sind wir schon bei der letzten Konferenz unterlegen, nämlich darin, daß wenn eine fremde Invasion unser Land betritt und gegen diese in der betreffenden Gegend die Volkserhebung erfolgt, diese letztere sofort als regulär kriegsführende Truppe anerkannt werden solle, was nur recht und billig wäre. Recht und Billigkeit finden jedoch bei den Großstaaten nicht immer offene Ohren. Sie wollen als oberstes Recht sich stets das Recht der Stärke vorbehalten. Und man müßte blind sein, wollte man nicht sehen, daß wenn es je wieder zu einem großen Kriege an unseren Grenzen kommen wird, wir an den letzteren Einbruchversuchen von dieser oder jener Seite werden zu wehren haben.

Was die Ereignisse in den einzelnen Staaten angeht, waren sie nicht gerade welterschütternd. In Deutschland ist im Dezember die Reichstagsauflösung erfolgt, angeblich weil die Mehrheit des Reichstages nicht genau so viel Geld und Truppen für Deutsch-Südwestafrika bewilligen wollte, als die Regierung verlangte, in Wirklichkeit aber darum, weil die Regierung die Gelegenheit für günstig erachtete, eine vom Zentrum oder den Katholiken unabhängige Mehrheit zu schaffen. Im damaligen Reichstag gab nämlich das Zentrum den Ausschlag. Es konnte mit den protestantisch Konservativen oder mit den Sozialisten eine Mehrheit bilden. Die Rechnung der Regierung erwies sich insofern als richtig, als die Neuwahlen eine Mehrheit von Konservativen, Liberalen und Freisinnigen brachten, so daß die Regierung fürs Erste wenigstens das Zentrum nicht mehr braucht. Dieses kam daher, weil die deutsche Wahlkreiseinteilung eine unglaublich ungerechte ist und dann auch, weil die konservativen und liberalen Elemente sich in einer Stärke an den diesmaligen Wahlen beteiligten wie schon lange nicht mehr. Der deutsche Reichskanzler regiert jetzt mit dem neuen, dem konservativ-freisinnigen Kurs. Jeder neue Kurs will aber seine Opfer haben. So mußten denn die zwei Minister über die Klinge springen, die man als die Stützen des alten Kurses ansah, der Erziehungsminister Studt und der Minister des Innern, Graf Bosdowsky, der einzige soziale Fortschrittsmann in der Regierung und der fleißigste Arbeiter in derselben, welche Eigenschaften ihm auch seine Gegner bei seinem Abgange nachrühmten. Der Kaiser hat große Freude über den Umschwung an den Tag gelegt, bald darauf erlebte er aber recht verdrießliche Stunden, indem Dinge über verschiedene sehr hohe Herren aus seiner Umgebung ruchbar wurden, die man im Appenzeller Kalender nicht nennen kann. Der Kaiser hat dann als prosperer Mann mit diesen Herrschaften gründlich aufgeräumt. Bei dieser Gelegenheit hat der deutsche Kronprinz zum ersten Male größeres Aufsehen erregt und zwar im lobenswertesten Sinne. Denn er war es gewesen, der dem kaiserlichen Vater über diese seine Freunde die Augen öffnete. Alle Achtung vor so gearteten Kronprinzen. Solche berechtigten zu Hoffnungen im Gegensatz zum Kronprinz von Serbien, der ein richtiger Lausbub und sittlich verkommener Bursche ist. Bei uns steckte man ihn in eine Besserungsanstalt, sein Vater aber schickt ihn auf eine Studienreise nach Paris, wohl damit er die Lumperei noch gründlicher studiere.

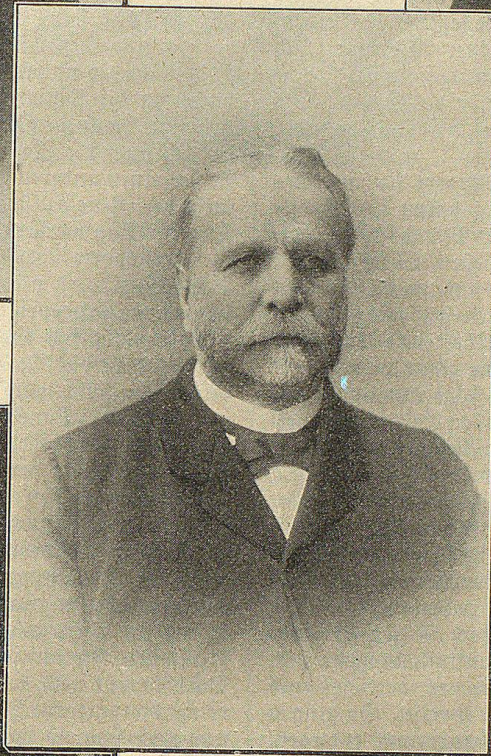
Auch Deutsch-Oesterreich hatte die Neuwahl seiner Volksvertretung, d. h. des Reichsrates. Man war umso mehr gespannt auf ihren Ausfall, als sich die Wahlen zum ersten Male unter dem allgemeinen und gleichen Wahlrechte, wie wir es z. B. in der Schweiz längst besitzen, vollzogen. Die Wahlen haben denn auch der Ueberraschungen genug gebracht. Die liberale Partei, die leider in Oesterreich stark verjudet im schlimmsten Sinne ist, wurde förmlich dezimiert, dagegen schwangen die Christlichsozialen und die Sozialdemokraten obenauf. Die ersteren sind nun die stärkste



Ständerat Peterelli †, Savognin.



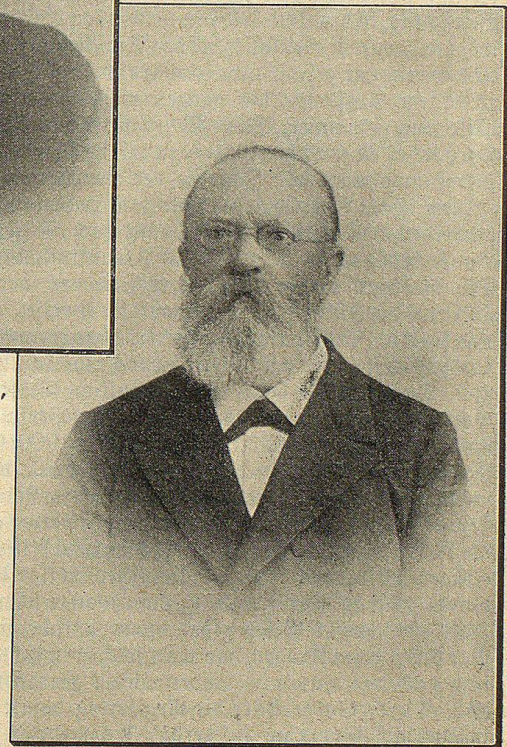
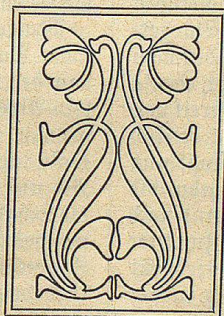
Nationalrat Dr. Bucher †, Luzern.



alt Bundesrat Hammer †,
Solothurn.



Ständerat Zweifel †, Glarus.



Nationalrat Dr. Egloff †, Frauenfeld.

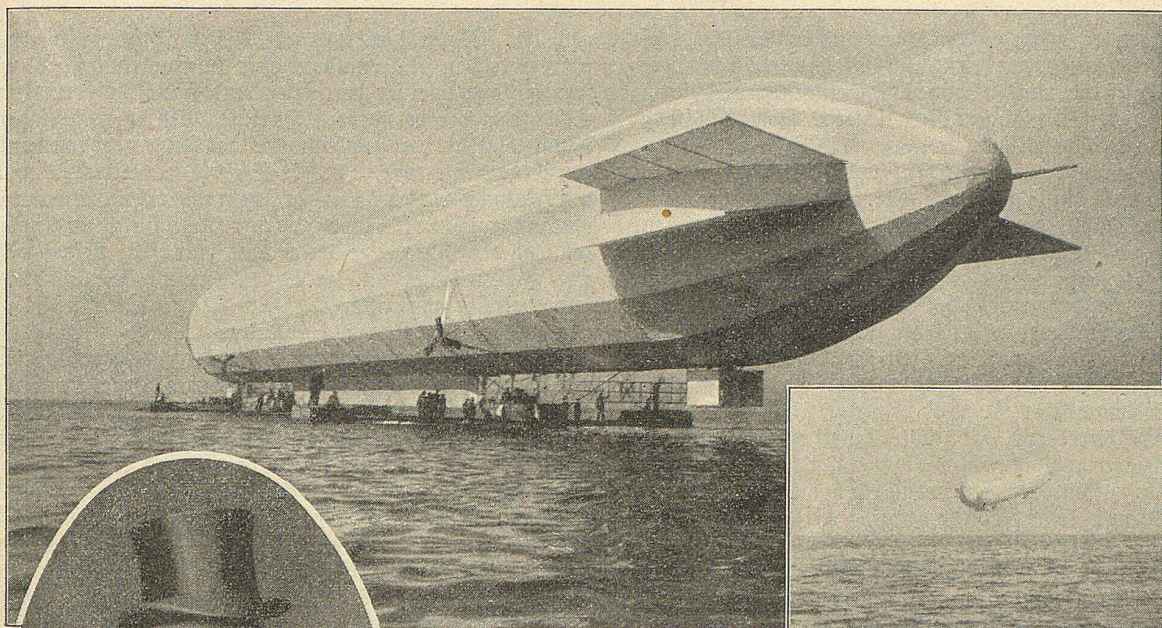
Partei im Reichsrat geworden, weshalb ihnen auch der Präsident zugewiesen wurde, die Sozialdemokraten die zweitstärkste. Sozial ist Trumpf in Oesterreich geworden. Es tut dort auch not. Der neue Reichsrat scheint aber den Willen zu haben, vorwärts zu machen auf sozialem Gebiete. Auf Antrag des christlichsozialen Führers, des Oberbürgermeisters Dr. Rueger in Wien, hat er beschlossen, 100 Millionen Kronen als Fonds an eine staatliche Alters- und Invalidenversicherung zu geben zu Ehren auch des bevorstehenden 60jährigen Regierungsjubiläums des greisen Kaiser Franz Josef, dem Oesterreich das allgemeine Wahlrecht dankt. 60 Jahre die Kaiserkrone Oesterreichs tragen und pflichtgetreu tragen, wie Kaiser Franz Josef, das will etwas heißen. Auch die Leser des Appenzeller Kalender werden bei diesem seltenen Anlasse des Herrschers des mächtigen Nachbarstaates mit Sympathie gedenken, war er doch stets unserem Lande ein guter Nachbar und aufrichtiger Freund, der unser Volk hochschätzte. So sagte er einst einem Bekannten vom Kalendermann bei einer Audienz: „Ich bewundere Ihr Volk und Ihre Bauern, daß sie sich so einsichtig zeigen gegenüber den Bedürfnissen des Staates und des Vaterlandes!“ Wird das letztere auch am 3. November der Fall sein?

Von Frankreich her ist wenig besonders Ruhmreiches zu berichten. Kammer und Regierung haben ihre Kräfte darauf konzentriert, Geistlichenröcke und Mönchskutten auszuklopfen, Kirchen und Klöster zu schließen, Christusbilder aus der Schule zu werfen, aber für die unteren Volksklassen haben beide Teile so gut wie nichts geleistet, wie selbst der Regierung und der Kammermehrheit befreundete Blätter wehmütig eingestehen müssen. Darum gährt und brodelte es auch allerorts. Im Arbeiterstand folgt Bewegung auf Bewegung, in den untern Beamtenständen bis zu den Briefträgern herunter ebenfalls, bei den Schullehrern desgleichen und wenig hat gefehlt und es wäre in drei Südpromingen zu einem Aufstande der ganzen weinbautreibenden Bevölkerung gekommen. Vom Weinbau hängt die ganze Existenz dieser einst reichen Gegenden mit verschiedenen Millionen Einwohnern ab. Infolge der Konkurrenz und Pansicherei ist der Weinbau dort von Jahr zu Jahr unrentabler geworden. Mochte die Ernte auch noch so gut sein, der Bauer kam doch zurück, weil das Produkt nichts mehr galt. Das Rebland wurde dadurch auch immer wertloser und sank um die Hälfte und noch mehr im Preise. So gingen Land und Leute immer größerer Verarmung entgegen. Vergeblich flehten diese die Regierung um Schutzmaßregeln an. Da erwachte dann eine gewaltige Volksbewegung. Volksversammlungen bis auf 500,000 Personen fanden statt. Die Gemeinderäte in mehr als 1000 Gemeinden legten ihre Ämter auf einmal nieder, ebenso die Bürgermeister, von denen einzelne die Amtsschärpe sich selber vom Leibe rissen, die Steuerzahlungen wurden verweigert, ebenso die Rekrutenaushebungen, kurz es war ein Riesestreif von einigen Millionen dem Staate gegenüber. Jetzt freilich wurde man in Paris müde; man machte über Kopf und Hals ein scharfes Gesetz gegen Weinpansicherei, nahm die Pansicher beim Kragen, wo man solche erwischte, und nach und nach treten auch im Süden wieder geordnete Zustände ein. Dieser Sorge wäre die Regierung damit los; dafür wälzen sich andere an sie heran. Es mehrten sich in der

französischen Armee in letzter Zeit in unheimlicher Weise Vorfälle, die zeigen, daß dort ein böser Geist der Unordnung und Disziplinlosigkeit eingerissen sein muß. Weiter sind seit einigen Monaten riesige französische Kapitalien ins Ausland geflüchtet worden, nach den Berechnungen des französischen Finanzministers einzig in die Schweiz 1800 Millionen Franken, aus Furcht vor der neuen Einkommenssteuer, welche die Regierung vorschlägt. Schön gerade ist ein solches Verhalten von den französischen Kapitalisten nicht. Aber sie fürchten eben, daß die Einkommenssteuer zu einer noch schärferen Waffe gegen sie würde, wenn erst statt der jetzigen halbsozialistischen Regierung eine ganzsozialistische an's Ruder käme.

Beim Abschluß der letzten Weltumschau war die erste Duma oder Volksvertretung in Rußland aufgelöst worden. Seither wurde eine neue gewählt und jetzt ist auch diese wieder heimgeschickt worden, weil sie nicht tat, was der Zar und seine Kamarilla wollten. Gleichzeitig erließ der Zar einen neuen Wahlukas, der das ohnehin beschränkte Wahlrecht der untern Volksstände noch mehr einschränkte, damit in die kommende dritte Duma dann ja nur alles gefügige Leute gewählt werden können. Inzwischen ist freilich auch die Revolution in Rußland abgeklaut, d. h. sie hat einen anderen Charakter angenommen. Es ist nicht mehr der offene Aufstand, sondern so eine Art Schleichkrieg. Tag für Tag werden Banken, öffentliche Kassen, staatliche Geldtransporte überfallen, des Geldes beraubt und ihre Begleitung wird niedergeknallt. Das nennen die Revolutionäre „Expropriation zu Gunsten des Volkes.“ Natürlich macht sich das gewöhnliche Diebs- und Räuber-gefinde diese hübsche Erfindung auch zu eigen und „expropriiert“ ebenfalls nach Herzenslust bei jedem, dem es Meister werden kann. Daneben dauern die Attentate gegen Generale und andere hohen Herren munter fort, sodaß man bald kaum mehr Notiz davon nimmt, wenn einer dieser Großen zusammengeschossen wird. Andererseits läßt die Staatsgewalt den Henker nicht zur Ruhe kommen und das Hängen und Erschießen von Erwischten ist etwas Alltägliches. Derart frist der Auflösungsprozeß in Rußland weiter, bis bei einem gegebenen günstigen Augenblicke die Volkshebung wieder an allen Ecken und Enden losbricht. Die jetzige schleichende Revolution ist nur eine Vorbereitung dazu. Dazu kommt noch, daß verschiedene Provinzen des Riesens Reichs von einer furchtbaren Hungersnot heimgesucht waren und noch sind, so daß Brod aus gemahlenen Eicheln mit Erde gemischt für Hunderttausende ein Leckerbissen war. Das erzeugte wieder Hungertypus, Cholera u. s. w. Wann wird für dieses unselige Land und unglückliche Volk endlich die Erlösungstunde schlagen?

Marokko im Norden von Afrika macht den Mächten mehr Sorgen denn je. Es ist in der letztjährigen Umschau von der Konferenz der Staaten im südspanischen Städtlein Algeciras die Rede gewesen, wo in Marokko Ordnung gemacht werden wollte. Der Kalendermann hat schon damals nicht große Stücke auf das gehalten, was dort mit Ach und Krach zusammengestückt wurde. Wohl hatte man die Schaffung eines internationalen Polizeikorps beschlossen, welches Ordnung in den acht Hafenplätzen dieses wilden Landes machen und diese Ordnung aufrecht halten sollte. Und beschlossen wurde auch, daß ein Schweizer Offizier



Zeppelins lenkbares Luftschiff.



jeweils Generalinspektor dieses Polizeikorps, das französische und spanische Offiziere zu befehligen hätten, sein solle, für welchen Schweizeroffizier der Bun-

desrat einen Vorschlag zu machen habe. Aber in Marokko selber kehrten der Sultan und seine Regierung, die Machzen heißt, aber nichts macht, sich sehr wenig an diese Beschlüsse. Es wurde der schweizerische Generalinspektor in der Person des Oberst Müller von Bern dann zwar ernannt, auch wurde dieser mit großen Ehren an seinen künftigen Wohnsitz, nach Tanger geführt, das die größte marokkanische Hafenstadt am Mittelmeer ist. Aber das Polizeikorps, das er inspizieren sollte, hat der gute Oberst bis jetzt noch nicht zu sehen bekommen, und statt mit diesem bei den Marokkanern Ordnung zu machen, hat er bis jetzt nur bei seinem Adjutanten, dem Hauptmann Fischer aus dem Thurgau aufräumen müssen. Der rebellierte nachgerade offen gegen seinen Vorgesetzten und mußte deshalb entlassen werden. Es hat sich für die Schweiz nicht gut gemacht. Unterdessen wurden aber die Eingeborenen, Kabylen und Araber, über die sich mehrenden europäischen Einmischungen und Neuerungen immer wütender. In der Hafenstadt Casablanca lehnten sie sich auf und massakrierten ungefähr 10 Europäer, meist Franzosen; in anderen marokkanischen Plätzen kam es ebenfalls zu Unruhen. Und da der Kalendermann diese Zeilen schreibt, donnern die Kanonen französischer und spanischer Kriegsschiffe vor Casablanca und schießen die

Stadt und Tausende von Eingeborenen zusammen, die ihrerseits wieder den heil. Krieg gegen alle Europäer proklamieren. Was weiter werden wird, muß sich zeigen.

Da tut es einem Schweizer förmlich wohl, den Blick auf sein liebes kleines Heimatland zu richten. Auch bei uns ist ja nicht alles vollkommen; aber wenn wir auf unsere geordneten Zustände, die ruhige, schöne Entwicklung im Zeichen des Fortschrittes, kurz auf alle Segnungen blicken, deren wir teilhaftig sind, dann möchten wir mit keinem Lande und Volke der Erde tauschen und mit gutem Grund. Dieser Gedanke hat auch am gewaltigen eidgen. Schützenfeste in Zürich in allen Tonarten widerklingen, das so recht eine Manifestierung des Schweizertums und Schweizergeistes war. Bei diesem Anlasse wurde aber auch vielfach der Lage gedacht, wenn wieder einmal ernstere Stunden und Tage über unser Vaterland hereinbrechen, wenn dieses von einem äußeren Feinde bedroht werden sollte. Vom Gedanken daran waren ebenfalls die schweizerischen Behörden geleitet, als sie als wichtigstes Werk seit Jahren eine neue Militärorganisation schufen, über welche das Schweizervolk am 3. Wintermonat abzustimmen hat. Der Kalendermann weiß ganz gut, daß es nicht seine Sache ist, den Lesern des Appenzeller Kalender zu sagen, was sie in vaterländischen Angelegenheiten tun und was sie lassen sollen. Aber die lieben Leser und der Verleger des Kalenders mögen es mir diesmal zu gute halten, wenn ich recht eindringlich bitte, diese Militärvorlage anzunehmen. Das wird jedermann einsehen, daß es in einer Zeit, in der im Kriege ganz neue furchtbare Feinde, wie lenkbare Luftschiffe, gepanzerte Automobile u. s. w. auftauchen, um von neuen Waffen und Geschossen nicht zu reden, denen gegenüber der Krieger viel wehrloser ist als bisher — daß in einer solchen Zeit der Soldat einer besseren Schulung be-

darf als früher, wenn er dem Vaterland im Ernstfalle mit Erfolg dienen und wenn er zugleich verstehen soll, sich im Gefecht gehörig selber auch zu schützen. Für eine bessere Schulung braucht es aber eine längere Rekrutenzeit. Seht, das ist gerade so, wie mit der Schule: Vor 60 und 80 Jahren konnte es einer noch machen, wenn er in der Jugend nur zwei und drei Jahre in die Schule gegangen war. Wer nun aber sagen wollte, weil das damals noch genügte, sei es auch noch jetzt genug, den hielte man für nicht recht geschickt. Wir brauchen eine längere Schulung der Rekruten, wenn unsere brave Armee den Anforderungen der Gegenwart entsprechen und wenn unsere Soldaten es verstehen sollen, sich beim heutigen Kriege nicht nutzlos zu opfern. Für die längere Rekrutenzeit haben dann die älteren Jahrgänge weniger Dienst zu machen, was auch kommlicher ist. Wir brauchen auch ein selbständigeres Offizierskorps, das nicht allzuoft von den Instruktionsoffizieren abhängig ist, wie bis jetzt. Und ferner wollen wir dafür aufkommen, daß, wenn ein ärmerer Wehrmann in Dienst muß, seine Familie nicht zu darben hat deshalb. Das alles soll eben die neue Vorlage bringen, und darum ist es so notwendig, daß die Bürger sie annehmen. Nicht wahr, liebe Leser, ihr nehmt es dem Kalendermann nicht übel, wenn er Euch dies ans Herz gelegt hat. Ehrliche Sorge um's liebe Schweizer-Vaterland hat seine Worte diktiert und nun nehmt sie auch mit gutem Schweizerherzen auf.

Seit der letzten Umschau ist wieder mancher brave und verdiente Eidgenosse den Weg zur ewigen Heimat gegangen, mancher wiederum zu neuen Ehren und Würden emporgestiegen. In hohem Alter ist zu Solothurn alt Bundesrat Hammer verschieden. Er war Vorgänger des Minister Roth sel. auf dem Gesandtschaftsposten in Berlin und dann viele Jahre Mitglied des Bundesrates. In allen Beamtungen hat er sich als pflichtgetreuer Magistrat und ächter Patriot erwiesen und seinem Vande überall große Dienste

geleistet. Wenn wir uns mit diesem Jahre nun einer schweizerischen Nationalbank mit Banknotenmonopol erfreuen, so war einer der ersten und Hauptförderer dieser Schöpfung der verstorbene Hammer, als er noch eidgen. Finanzdirektor und zugleich Chef des Finanzdepartements im Bundesrate war. In der Innschweiz betrauerte man den Hinschied des langjährigen Innererhoder Vaudammanns Nationalrat Karl Sonderegger zum „Hecht“ in Appenzell und des Glarner Ständerates Zweifel, beides richtige Volksmänner unserer Landsgemeinde-Demokratien, sowie des Nationalrat Egloff von Frauenfeld. Die Bündner beklagten im Tod von Ständerat und Regierungsrat Peterelli in Savognin den Verlust eines ihrer Wägsten und Besten, die Luzerner desgleichen den Tod von Nationalrat Dr. Bucher, der ein ganzer, biederer und aufrichtiger Zentralschweizer von hoher Veranlagung war. In Bundesrichter Göttofrey von Freiburg hat das Bundesgericht eine neue schätzenswerte Kraft erhalten, einen vorzüglichen Richter, erprobten Rechtsgelehrten und streng rechtlichen und unparteiischen Mann. Gleichsam unter der Obhut eines höchsten Vertreters des Rechtes findet der Leser zwei Bilder oberster Güter und Leiter der oben genannten neuen schweizerischen Nationalbank, der Generaldirektoren Haller in Bern und Runderb in Zürich. Diesen Herren liegt die schwere Aufgabe ob, das neue Institut so zu leiten, daß der Geldmarkt unseres Landes sich stets in gefunden und soliden Bahnen bewegt, daß immer genügend Mittel vorhanden sind und daß besonders auch in Zeiten der Krise ein starker Rücken da ist. So hätten wir wieder einmal ein Stück Weltwanderung miteinander zurückgelegt. Ehe wir die Hand zum Abschied uns reichen, ruft der Kalendermann den Lesern des Appenzeller Kalender noch zu: Auf Wiedersehen im nächsten Jahre, und Gottes Segen in Familie und Beruf bis dahin und allezeit.

Schweizerglaube.

Ihr nennt es Torheit, nutzlos eitles Streben,
In Waffen wohlgeübt bereit zu stehn;
„Denn würd' ein Feind sein mächtig Schwert erheben,
Um unser Schweizerländchen wär's geschehn!“ —

Nun denn, wenn ihr den Glauben habt verloren,
Den Glauben, der allein das Große schafft,
Der uns're Schweizerfreiheit hat geboren,
Den Glauben an des Guten Gotteskraft, —

Dann weg die Waffen! Laßt in Schlaf euch wiegen!
Wer nicht mehr hoffen, nicht mehr glauben kann,
Muß heut' und ewig schmähtlich unterliegen,
Ist schon besiegt, eh' Blut ein Tropfen rann; —

Dann nennt euch nimmermehr der Freiheit Söhne!
Das stimmt zu feigen Klagen gar zu schlecht,
An's Knechtessoch sich euer Sinn gewöhne, —
Das ist verdientes Lob für solch' Geschlecht.

Und wenn ihr könnt das Vaterland verraten,
Statt Gut und Leben opfern ihm zur Wehr, —
Dann schweiget von der Väter großen Taten,
Der Helden Namen nennet nimmermehr!

Sie würden zürnend aus den Gräbern steigen
Und strafend ziehn ihr altes Kriegerschwert,
Die eig'nen Söhne weih'n dem Tod, die feigen,
Die ihrer großen Ahnen nicht mehr wert.

Und wenn die Schweizerherzen nicht mehr schlagen
In Vaterlandsliebe, Freiheitsdrang,
Soll sich kein Lied mehr auf die Lippen wagen;
Wo jene starben, — sterb' auch der Gesang!

Ein einzig Lied vielleicht mag noch ertönen,
Ein Abschiedsgruß, ein düst'rer Grabgesang,
Der trauernd spricht von den verloren Söhnen,
Dann — flummer Schmerz und Ruhe todesbang!

Sollt' Fremdherrschaft in uns're Täler ziehen,
Dann Berge stürzt und Seen fließet aus,
Und keine Blume soll hier weiter blühen,
Das war der Freiheit, nicht der Knechtschaft Haus!

— Doch, wo noch heute in den Schweizerlanden
Der Schweizerglaube seine Flügel schwingt,
Wo Schweizerliebe, Schweizertreu nicht schwanden,
Wo man vom Vaterland noch feurig singt, —

Da steht zum neuen Rütli bund zusammen
Und laßt der Freiheit Panner flatternd wehn;
In kalten Herzen muß es wieder flammen,
Der alte Geist vom Schlummer auferstehn!

Pfr. Aug. Steiger.